

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 32 (1980)
Heft: 8
Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bedingungen, die die Emigranten vorfanden, und die Chancen, die sich boten, lassen sich nicht generalisieren. Erfolge setzten in jedem Fall Integration voraus. Wilder wie Lang, die wie viele der Erfolgreichen in den USA blieben, trennten sich, um im amerikanischen Film arbeiten zu können, von deutschen Kultureinflüssen. Lang, der sich auch das amerikanischste Genre, den Western, eroberte, berichtete: «Mit meiner ganzen Person habe ich mich in Amerika hineingekniet, ich wollte es ganz in mich aufnehmen. Ich habe mich in die amerikanischen Bücher und Filme vertieft. Um einen vollständigen Zugang zu dem Lande zu finden, wollte ich in der Tiefe mit ihm leben.»⁹⁾ Wolfgang Gersch
(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

⁹⁾ Fritz Lang, in: Filmkritik, München, Heft 12/1965, S. 678

FILMKRITIK

1941

USA 1979. Regie: Steven Spielberg (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/109)

Nichts und niemand wird in diesem Film ernstgenommen. Nicht der Logik folgt Steven Spielberg in «1941», sondern dem Chaos – hergestellt mit 40 Millionen Dollars, dargestellt von einem Grossaufgebot teurer Stars und einem riesigen Komparsenheer. Ausgangspunkt der infernalischen Komödie: 1941, kurz nach dem Überfall auf Pearl Harbor, taucht im Morgengrauen vor der kalifornischen Küste ein japanisches Unterseeboot auf, dessen Kapitän den überraschenden Entschluss fasst, Hollywood zu zerstören. Die amerikanische Reaktion auf das schwarze Schiff unmittelbar vor Los Angeles ist selbstzerstörerisch: Dieweil der General, der diesen Abschnitt gegen eine allfällige Invasion zu verteidigen hat, im Kino sitzt und bei Walt Disneys «Dumbo» Tränen der Rührung vergiesst, dieweil das Heer der Marine erst im Tanzsaal und später auf der Strasse eine Riesenkeilerei liefert, die sich beim Jitterbug-Wettbewerb an einer schönen Blondin entzündet hat, greifen die Bürger zur Selbsthilfe. Einer richtet eine Kanone, die das Militär in seinem strategisch wichtigen Garten gestellt hat, gegen das U-Boot. Zwei beziehen auf dem Riesenrad des Pacific-Ocean-Vergnügungsparkes Wachposten. Wild Bill Kelso, Superpatriot und paranoider Pilot, fliegt einen wilden Raid gegen einen vermeintlich japanischen Bomber, der in Wirklichkeit ein amerikanischer ist, und in dem ein durchgefallener Pilotenanwärter die Generalssekretärin befriedigt, die nur beim Fliegen Lust kriegt. Und am Boden fuchtelte ein dem Kriegswahn verfallener Offizier unentwegt mit seiner Pistole herum und schreit lauthals nach Verstärkung.

Was der Einzelaktion des japanischen U-Bootes niemals gelungen wäre, bringen die eifrigen Patrioten in ihrer Invasionsangst spielend fertig: die Zerstörung dessen, was sie zu verteidigen glauben. Der Zivil-Artillerist macht sein eigenes Heim zu Kleinholz, Wild Bill Kelso schießt einen amerikanischen Bomber ab und wird schliesslich von der Wacht auf dem Riesenrad selber vom Himmel geholt, das Riesenrad rollt ins Meer, und wie Heer und Marine sich genügend weichgeklopft haben, um den Ernst der Lage zu erkennen, schießen sie erst einmal die Weihnachts-Illumination im Hollywood-Boulevard von Los Angeles kaputt, ehe sie einen ihrer Panzer im Meer versenken lassen.

Mit Spielbergs monumentaler Filmkomödie kann man es sich leicht machen, indem man sie als eine besonders üppige Frucht vom Baum des amerikanischen Kino-Gi-



gantismus abtut. Es fällt nicht schwer zu beweisen, dass in diesem lärmigen Film das Aufgebot an Stars, Gags, Tricks und Stunts den Zuschauer wie eine Dampfwalze überrollt und seine Sinne bis zum Black-out strapaziert. Fast zwei Stunden lang sorgt Spielberg – die Tradition der amerikanischen Slapstick-Komödien vor Augen – für einen irren Betrieb, indem ein Einfall den andern jagt und eine orgiastische Zerstörungswut sich ausbreitet, bei der alles und jedes zu Bruch geht. Fast immer meisterhaft inszeniert – der noch junge Regisseur handhabt die Möglichkeiten des Films mit spielerischer Behendigkeit und traumwandlerischer Sicherheit –, wirkt eine solche Ballung filmischen Feuerwerks auf die Dauer ermüdend. Dies umso mehr, als viele der Ideen über den schieren Selbstzweck nicht hinauskommen und kaum zu einer Verdichtung des Gehaltes beitragen. Der Eindruck vom aufgeweckten Buben, den man auf die Spielwarenabteilung eines Grosskaufhauses loslässt und der nun in seiner Begeisterung das ganze Riesenangebot an Spielzeug auf einmal in Beschlag nimmt und in Betrieb setzt, lässt sich nicht verwischen.

★

Wenn immer der monumentale Aufwand und der geistige Ertrag in diesem monströsen Film nie so recht in Übereinstimmung gelangen, so ist «1941» doch mehr als eine zum Selbstzweck inszenierte Kino-Orgie. Wie schon in seinen früheren Filmen «Duel», «Sugarland Express», «Jaws» und «Close Encounters of the Third Kind» beschwört Spielberg auch hier eine unheimliche, in ihrem Umfang nicht fassbare Bedrohung herauf, welche die amerikanische Bevölkerung – oder zumindest Teile von ihr – aus einem scheinbar festgefügtten Alltag reisst und ihre Realität in einem neuen Lichte erscheinen lässt. Die Reaktion ist meistens heftig, bisweilen hysterisch. Nicht selten wird dabei ein Gefüge von scheinbar festen Werten demontiert. Ob von Geisterhand gesteuerter Truck, menschenfressender Hai, unheimliche Wesen aus dem All oder japanisches U-Boot ist einerlei – immer geht es Spielberg um Verhaltensweisen angesichts einer Bedrohung. Selbst in einem so vordergründigen Film wie «Jaws» lässt die Reaktion auf den gefräßigen Riesenhai, der die Badestrände bedroht und das Geschäft auffliegen lässt, den aufrichtigen Amerikaner zu einem hässlichen werden, der mit seinen Privatinteressen in ein Netz von Korruption verstrickt ist. Daran ändert letztlich auch nichts, wenn am Ende die Legende – wohl nicht zuletzt durch Auflagen des Produzenten – wieder zurechtgerückt wird.

Solche Konzessionen finden in «1941» nun allerdings nicht statt. Die Entlarvung eines falsch verstandenen Patriotismus, eines Mutes, der sich als Übermut entpuppt, sowie der hysterischen und chaotischen Reaktion auf das Auftauchen des japanischen U-Bootes geschieht hier in einer Konsequenz, die keine Versöhnlichkeit mehr kennt. Zynismus, ein giftiges Mittel der Polemik, versteckt sich allenthalben hinter den lauten Gags, und Spielberg scheut sich auch nicht, was möglicherweise noch schlimmer ist, amerikanischen Nationalstolz der Lächerlichkeit preiszugeben. In den Vereinigten Staaten wurden die komödiantisch verpackten, aber deswegen nicht minder deutlichen Anspielungen auf nationale Überreaktion im Falle der Bedrohung offensichtlich sehr wohl verstanden. Im Gegensatz zu hier, wo man sie offenbar erst unter einem Berg von kinematographischem Ballast hervorgraben muss, haben die Amerikaner prompt und sauber reagiert: kein Wunder, fiel doch die Premiere von «1941» ausgerechnet mit dem Geiseldrama in der US-Botschaft von Teheran zusammen – wahrlich kein guter Starttermin für einen Film, der Superpatriotismus und Zusammenschluss zum Widerstand veräppelt.

★

Durch ein ausgeprägtes parodistisches Element wird «1941» – zumindest für den Filmkenner – zusätzlich sehenswert. Die Zitate aus Filmen wie «Hellzapoppin» (H. C. Potter), «It's a Mad Mad Mad World» (Stanley Kramer), «Dr. Strangelove» (Stanley Kubrick), «M. A. S. H.» (Robert Altman), «The Day of the Locust» (John Schlesinger) usw. – zumeist überhöht und ins Groteske verzerrt – sind beileibe nicht das Schlechteste an diesem Film. Und wenn Spielberg «1941» damit beginnt, dass eine langbeinige Nackte im Morgengrauen zum erfrischenden Bade in den Pazifik steigt und draussen im Meer vom Periskop des auftauchenden japanischen U-Bootes wie von einem Riesenphallus aufgespiesst wird, dann stellt sich bei diesem selbstironischen Zitat auf den «Weissen Hai» ein, was der Film in der Folge in seiner Bombastik und Monströsität dann ständig unter sich begräbt oder, besser gesagt, in einer gigantischen und chaotischen Bilderflut ersäuft: ein heiteres Schmunzeln.

Urs Jaeggi

Die Frau gegenüber

BRD 1978. Regie: Hans Noever (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/107)

Bedrückende, dumpfe Schwarzweiss-Bilder einer Grossstadt oder, genauer, Grau-in-Grau-Bilder ohne klare Konturen, ohne Gegensätze, leblos wie die unbeweglichen Gesichter der Leute in der Strassenbahn. In dieser Atmosphäre ist die Geschichte von Simon Schmidt (Franciszek Pieczka), dem wortkargen, misstrauischen Ehemann mit dem ausdruckslosen Dutzendgesicht, und dessen junger Ehefrau Gesine (Petra Maria Grün) angesiedelt, und ohne dieses Umfeld ist sie auch nicht zu verstehen. Vordergründig gesehen geht es um ein banales Eifersuchtsdrama: Schmidts Frau kann sagen, was sie will, für ihn verbirgt sich hinter jedem Satz etwas, das sein Misstrauen nährt. Seine Eifersucht ist bereits so grenzenlos, dass er diese nur noch schüren kann, es muss sich als wahr erweisen, was er wahrgenommen zu haben glaubt: Er inszeniert schliesslich, was er befürchtet. Folgerichtig lädt der kontaktlose Schmidt plötzlich seinen attraktiven Arbeits«kollegen» Kaminski (Jody Buchmann) ein, um ihn mit seiner Frau bekanntzumachen. Dann gibt er vor zu verreisen, kehrt aber nach einem kurzen Besuch bei seiner Mutter zurück, um von einer gegenüberliegenden leeren Wohnung aus seine Frau zu beobachten, und er wartet mit dem Feldstecher, mit Abhörgeräten und dem Jagdgewehr so lange,

bis sich sein Misstrauen endlich bestätigt, bis aus dem befürchteten Liebhaber ein tatsächlicher wird, den er in den Armen seiner Frau erlegen kann.

Man würde dem Spielfilmerstling des Dokumentaristen Noever sicher nicht gerecht, wollte man ihn auf ein Melodram, auf Psychologie, auf Eifersuchtspathologie reduzieren. Dagegen spricht die deutlich betonte Einfügung der Geschichte in dokumentarische Bilder eines unwirtlichen Berlin, die immer wieder, oft völlig unvermittelt, ohne direkten Bezug zur Handlung, auftauchen: Das ist die Atmosphäre, in der dieses grenzenlose Misstrauen aller Schmidts wächst, das «Menschen gegenüber» keine andere Chance lässt, als so zu werden, wie das Vorurteil es verlangt. Wohl gibt es Ansätze zu psychologischer Motivierung – die pathogene Mutterbindung Simons etwa. Aber diese fallen im Ganzen kaum ins Gewicht. Auch die Figuren als solche sind situationsbezogen und nicht psychologisch gezeichnet, sie sind oft sogar von einer eigenartigen Fremdheit und einer scheinbaren Irrealität: Schemen, die in einer schemenhaften, kalten Welt funktionieren, mechanisch, ohne dass Möglichkeiten gegeben scheinen, die festgefahrenen Bahnen zu verlassen. Der Film verhindert damit Identifikation mit Personen. Er schafft vielmehr ein tiefes Unbehagen, das aus der Darstellung der gesellschaftlichen Situation erwächst, in der die Personen angesiedelt sind. Das Erschreckendste daran: Die «Irrealität» der Figuren erscheint gerade als Folge der beklemmenden Realität einer Betonwüste, wie sie uns leider nicht fremd ist. Unbestritten geht diese Wirkung namentlich auf das Konto des Kameramanns und Oscarpreisträgers Walter Lassaly und seiner Photographie. Nicht zuletzt ist sie aber auch Resultat der bemerkenswerten Tonspur des Films, vor allem was die Geräusche anbelangt.

Man mag, wie offenbar die französische Filmkritik, mit der Interpretation noch viel weiter gehen und diesen Film als «Impression des geistigen Klimas in der Bundesrepublik», als «privaten Spiegel öffentlicher Verfolgungsangst und Hysterie» sehen – es gibt einige Äusserungen des Regisseurs, die in Richtung Darstellen des alltäglichen Faschismus weisen –, zwingend scheinen sie mir, so explizit, nicht. Auch ohne Bezug auf die konkrete Wirklichkeit der BRD (oder gar der Schweiz) ist «Die Frau gegenüber» ein bemerkenswertes Werk eines neuen deutschen Films, dessen Regisseur bereits mit weiteren Werken aufwartet, auf die man, nach dem Erstling zu schliessen, gespannt sein darf.

Niklaus Loretz

La femme flic

Frankreich 1979. Regie: Yves Boisset (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/106)

Die Polizei – Konkurrenzorganisation von Halbweltsyndikaten oder gesellschaftliches Korrektiv des Verbrechertums? Rache- und Repressionsinstrument eines kompromisslosen Staatsapparats oder rigoroser moralischer Türwächter, der den Bürger vor sich selbst und seinen unorthodoxen Bedürfnissen schützen soll? In einem Jahrhundert Filmgeschichte und einer beinahe so langen Produktionskontinuität von «schwarzen Filmen» hat sich die gesellschaftliche Situation der Gesetzhüter in den verschiedensten Rollenverhalten ausgeprägt. Ob sich dieses Rollenmuster nun aber an einer Law-and-Order-Ideologie orientiert oder sich wie zu Zeiten von «French Connection» weitgehend auf die bedingungslose gegenseitige Jagd um jeden Preis beschränkt, stets suggerieren die Planspiele, Intrigen und Hatten männliche Härte, männlichen Zynismus oder im äussersten Falle wohlwollende Gelassenheit als einzig möglichen charakterlichen Hintergrund für Verbrecherbekämpfung.

Die Idee, die Rolle eines «commissaire» oder «inspecteur» mit einer Frau zu besetzen, muss in diesem Zusammenhang, sei der Einfall nun völlig neu oder nicht, als zumindest ungewöhnlich bezeichnet werden. Die Folgen einer solchen Besetzung wären nämlich, dass der Charakter der Staats- und Gesetzhüter mehr Züge wie



Verständnis, Menschlichkeit und Interesse für das soziale Umfeld der Täter zeigt, und sich auch das Selbstverständnis der Polizei als Repressionsinstitution mehr in Richtung «Truppe zum Schutz des Schwächeren» verlagern würde. Diese Verlagerung würde in der Grundatmosphäre der aktuellen Kriminalfilme einen neuen Schwerpunkt setzen, der sich bis anhin höchstens in zweiter Linie durchzusetzen vermochte, immer unter der Voraussetzung natürlich, dass im Verlauf von frühemanzipatorischen Halbzeitpositionen Mann und Frau nicht ohnehin als pauschal gleichgelagert gesehen und ihnen so spezifisch weibliche und spezifisch männliche Eigenarten abgesprochen werden.

Inspektor Corinne Levasseur (Miou-Miou) teilt in Yves Boissets Film «La femme flic» den pragmatischen Zynismus ihrer männlichen Polizeikollegen nicht und hält es für ihre Pflicht, nicht nur kleine und mittlere Gauner der gerechten Bestrafung zuzuführen. Sie will auch die fetten Spinnen im Hintergrund für ihre Verbrechen zur Verantwortung ziehen, seien sie nun die Neffen von welchem Minister auch immer. Corinne Levasseur kämpft auf der Seite der Opfer von Verbrechen, den Opfern einer Gesellschaft ohne Menschlichkeit, was ihr bald eine Versetzung in eine Provinzstadt im Norden einbringt. Ihre Solidarität mit den kleinen Fischen im Kampf gegen die dicken Fische, versteht man dies im engeren Sinne oder im weiteren, kann eine hierarchisch strukturierte französische Gesellschaft, in der das Überleben des einzelnen Unterdrückten oft darin besteht, seinerseits andere Underdogs zu finden, nach denen er treten kann, natürlich nicht sanktionieren. Am neuen Arbeitsplatz kommen die Repressalien des provozierten polizeilichen Kompetenzgefüges bald zur vollen Entfaltung. Der nicht nur jüngste und strafversetzte, sondern auch noch weibliche neue Polizeikollege wird im amtsgrauen Schreibtischkrieg neutralisiert und mit Tiparbeiten, Rapporten und Kaffeemachen beschäftigt. Mehr durch Zufall als durch das Wohlwollen eines farbigen Kollegen kommt sie einem Verbrechen auf die Spur, dessen Scheusslichkeit kaum noch zu überbieten ist und selbst den abgebrühten Polizeiboss aus der Reserve lockt: Kinderprostitution in grossem Stil. Allerdings wird Corinne Levasseur auch hier wieder zum Verhängnis, dass sie sich

nicht damit begnügen will, sich an den verhafteten Photographen, Zuhältern, Händlern und Wiederverkäufern schadlos zu halten, sondern an die Drahtzieher heran will. Ihre Vorgesetzten halten denn auch mit Lob für die gute Arbeit und gleichzeitigem Druck zur Demission nicht zurück.

Die Ahndung eines Tatbestands bis zur allerletzten Schuldeinheit wird für die Polizei immer problematisch oder gar unmöglich bleiben. Da man für ein Verbrechen nicht die ganze Gesellschaft einsperren kann, muss sich der Polizist fragen, wie weit er in das Netz der Schuldigen eindringen muss, um seine Integrität zu wahren. Er kann sich aber auch fragen, ob er sich Integrität überhaupt leisten kann, oder ob ihm Buchstabentreue, Dienst nach Vorschrift und Konvention nicht ein angenehmeres Leben für sich und seine Familie ermöglicht, zumal ja per definitionem niemals alle Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden können, und sich die Grenze zwischen direkt Schuldigen und indirekt Schuldigen wegen gegenseitiger Deckung und Korruption zusehends verdunkelt. Zählen nicht das Wohl und die materielle Sicherheit der Familie mehr als vermeintliche gesellschaftliche Teilerfolge? Diese Frage stellt sich in «La femme flic» für die alleinstehende Inspektorin Levasseur ganz anders als für die Familienväter im Polizeikorps. Letzteren ist es kaum übelzunehmen, wenn sie sich in einem nicht zu gewinnenden Krieg nicht als Helden in zweitklassigen Schlachten verheizen lassen wollen und sich vorwiegend um das Überleben der Familie kümmern. Vielmehr ist ihnen ein verstohlenes Ermitteln gegen den übermächtigen Gegner oder ein heimlicher Tip an den kompromiss- und verpflichtungslosen Kollegen bereits hoch anzurechnen.

Corinne Levasseur andererseits hat nichts zu verlieren. Sie lebt ohne Familie, sieht alle privaten Bindungen zerbrochen, und steht einem neuen Anfang nach einer verlorenen Schlacht völlig flexibel gegenüber. Sie lebt – allerdings gezwungenermassen – vom Augenblick, vom Teilerfolg, von der gewonnenen Schlacht. Ihr nimmt man es fast übel, dass sie nicht bis zum bitteren Ende kämpft. Sie lässt sich zur Demission nötigen, zur Kapitulation gar, aber sie trotz schliesslich doch der Versuchung, eines der geschädigten Kinder in Obhut zu nehmen und sich so dem Zwang zum regelmässigen Gelderwerb auszusetzen und damit ebenfalls in Abhängigkeit zu geraten. So darf der Zuschauer annehmen, dass Corinne Levasseur ihren kompromisslosen Kampf doch fortsetzen wird – wie, lässt der Film offen.

Trotz dieses offenen Schlusses endet Yves Boissets Film in einer Atmosphäre der Resignation. Inspektor Levasseur scheitert, weil sie in ihrem Kampf allein steht. Als Einzelkämpferin hat sie in dieser gesellschaftlichen Grauzone aus Politik, Wirtschaft, Verwaltung und Verbrechen zum vornherein keine Chance, weil sich die Mächtigen gegenseitig verpflichtet sind und sich decken. Die Alternative zu ihrem Alleingang wäre eine Verbündung und Solidarisierung mit anderen gesellschaftlichen Kräften, wie sie im Film durch den oppositionellen Gewerkschafter und einen Priester vertreten sind. Aber Drehbuchautor und Regisseur lassen die breitere Abstützung des Kampfes von Corinne Levasseur nicht über den blossen Ansatz hinaus gedeihen – kaum haben die beiden Figuren ihre dramaturgische Funktion erfüllt, werden sie fallen gelassen. Auch deutet der Film eine andere Möglichkeit nicht an, dass sich nämlich Corinne Levasseur für die erzwungene Demission und die Demütigungen in destruktiver Weise rächen könnte, indem sie beispielsweise in den Untergrund geht und zur Revolutionärin wird.

Eine weitere Schwäche von «La femme flic» besteht darin, dass der Film nicht einmal darzustellen versucht, welche Folgen die Prostitution für die Kinder selber hat. Auch das (feige) Verhalten der Eltern ist für mich nicht schlüssig motiviert. Zwar macht der Film deutlich, dass sie wegen der Abhängigkeit von Arbeitsplatz und Wohnung, die sich beide in den Händen der Familie des Hauptschuldigen befinden, aus lauter Angst nicht wagen, gegen die Verbrecher öffentlich Stellung zu nehmen. Es scheint aber auch, dass sie der vielen Geschenke wegen nicht ganz unfreiwillig die Augen geschlossen haben und nicht wahrhaben wollten, dass ihre Töchter von geilen Böcken missbraucht, dabei photographiert und in aller Welt publiziert wur-

den. Hier bleibt der Film in unpräzisen und oberflächlichen Andeutungen stecken, sodass nicht recht fassbar wird, warum bei diesen Menschen die Sorge um Arbeitsplatz, Wohnung und das Ansehen bei den Nachbarn soviel stärker ist als die Liebe und Sorge zu ihren Kindern.

Die Wirkung des für einen kommerziellen Film ungewöhnlichen Drehbuchs wird aber auch durch die Fehlbesetzung der Hauptrolle geschmälert. Der Schauspielerin Miou-Miou glaubt man die Rolle der «femme flic» zu wenig. Nicht nur scheint ihre Person für das kaum reibungsarme Metier der Verbrecherbekämpfung zu zerbrechlich und zu unentschlossen, dieser Eindruck wird durch die fehlende Darstellung einer Motivation ihrer Berufswahl noch verstärkt. Ohne jetzt dem Bild des starken Mannes im harten Beruf noch das Wort reden zu wollen, drängt sich doch zur Abwehr der Provokation des Verbrechertums ein gewisses Mass an Energie und Dynamik auf. Frau hin oder her, Einfühlungsfähigkeit allein, so unverzichtbar und wertvoll dieser Charakterzug ist, garantiert ein Überleben nicht. In Yves Boissets Film bleibt denn auch unerklärlich, warum sich Corinne Levasseur im Notfall nicht verteidigen und einem Messerhelden nicht ins Bein schiessen kann, sondern wartet, bis sie der schwarze Kollege aus der Gefahr herausschiesst. Ich habe den Verdacht, dass Boisset sich durch die Protagonistin zu diesem anachronistischen Rollenverhalten der zaudernden Frau und des kaltblütigen Mannes verlocken liess. Allen andern Selbstverständlichkeiten zum Trotz, eine wild um sich knallende Miou-Miou konnte sich Boisset wahrscheinlich nicht vorstellen. Vielleicht hätte es dem Film mehr gedient, wenn man die Rolle der «femme flic» einer weniger kindlich-erotischen und mehr selbstsicher-impulsiven Frau verpasst hätte. Yves Boisset wird allerdings bei seiner Entscheidung kaum frei von persönlichen Sympathien einerseits und publikumstrategischen Überlegungen andererseits gewesen sein.

Urs Odermatt

La mort en direct (Death Watch – Der gekaufte Tod)

BRD/Frankreich 1979. Regie: Bertrand Tavernier (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/95)

Mit einem Knopfdruck Bilder aus aller Welt in die eigenen vier Wände holen – das ist nach und nach eine Selbstverständlichkeit geworden, man macht das heute ebenso gleichgültig und automatisch wie das Zähneputzen: Wir leben zwar mit dem Fernsehen, wie aber mit diesem neuen, nicht selten recht aufdringlichen Lebenspartner umzugehen wäre, das haben wir nicht gelernt (das hat man uns nicht gelernt). Seit ein paar Jahren nun sieht sich das Fernsehen einer teilweise sehr radikalen Kritik ausgesetzt, die nichts mehr gemeinsam hat mit den Warnungen vor dem Teufelswerk in den ersten Jahren des neuen Mediums. Denn diese Kritik – eine Folge sicher auch der um sich greifenden Fernsehmüdigkeit – geht von Tatsachen aus, von der einen, der schwerwiegendsten, etwa, dass das Fernsehen sich eine bis in das ganz Private hineinreichende Machtposition geschaffen hat und diese mehr oder weniger schamlos ausnützt. Davon, von der völligen Eroberung des Privatlebens durch das Fernsehen, handelt «Death Watch».

Da wird eine Frau mit Tabletten langsam getötet, damit das Fernsehen seine Story hat, da werden dem Mann, der sich dieser Frau auf ihrer Flucht vor der sensationslüsternen Öffentlichkeit auf die billigste Art zum Kumpel macht, Kameras in die Augen gebaut. Science Fiction? Tavernier selber möchte die Bezeichnung nicht brauchen, weil man bei ihr zu rasch an Astronauten, Sternenkriege und grüne Männchen denke. Und damit hat sein Film nun wirklich nichts zu tun, er lädt nicht ein zur Reise in den Weltraum, sondern demonstriert die grausame und mörderische Ausbeutung der Gefühle durch ein Medium, dem sich der Durchschnittsbürger mehrere Stunden täglich hingibt. Auch wenn es wohl eher unmöglich ist, einem Mann Kameras einzubauen, die ihre Bilder direkt auf die Monitoren im Studio übertragen,



so ist doch das Thema, das mit dieser künstlichen Figur angeschnitten wird, stark in der Wirklichkeit verhaftet: das totale Fernsehen.

Die Geschichte, die Tavernier in einem Roman von David Compton gefunden und zusammen mit David Rayfield – er schrieb auch das Drehbuch zu Sydney Pollacks «Three Days of the Condor» – für den Film umgesetzt hat, spielt in düsteren Endzeitlandschaften, über denen die Sonne kaum mehr aufgeht. Erst ganz am Schluss, wenn die vom Fernsehen ausgebeutete Frau zu ihrem ersten Mann kommt, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat und von seinen schönen Erinnerungen lebt, scheint plötzlich die Sonne. Aber das späte Wiedersehen wird nicht zum neuen Anfang: Obschon die Frau das üble Spiel, das man mit ihr treibt, unterdessen durchschaut hat und weiss, dass sie nicht sterben müsste, wenn sie die Tabletten, die man ihr verschrieben hat, nicht mehr schlucken würde, führt sie das Spiel zu Ende und bringt sich selber um. Diese absolute Hoffnungslosigkeit, mit der der Film aufhört, gehört auch nicht ins Genre des Science-Fiction. Denn dessen Filme beschreiben meistens Visionen und böse Träume, aus denen es schlussendlich wieder ein Erwachen gibt. Die Entwicklung aber, deren Schluss «Death Watch» zeigt, hat längstens eingesetzt – die *versteckte Kamera*, eines der beliebtesten Fernsehspiele, ist ein, zwar noch recht harmloses, Beispiel dafür –, und es scheint heute, als ob sie so bald nicht gebremst würde. Sicher, im Studio Leutschenbach laufen noch keine Regisseure herum wie jener im Film, der kaltblütig einen Mord inszeniert, einen Brandy genießt und von den Einschaltquoten spricht. Was hingegen, nicht nur in der Schweiz, dem Fernsehen noch fast ganz fehlt, ist die kritische Haltung auch der eigenen Arbeit gegenüber, die öffentliche Selbstkritik, die manchem Zuschauer helfen würde, sein Verhältnis zum flimmernden Hausaltar zu überdenken. Mit gutgemeinten Apellen an die Vernunft des Zuschauers ist es nämlich nicht getan, denn im dem Moment, wo die Menschen anfangen, im Leben das Fernsehen zu kopieren, muss eine Änderung von diesem selbst kommen. Sonst gibt es dann wirklich kein Erwachen mehr.

Leider kann man von «Death Watch» nicht reden, ohne die recht peinlichen Abrut-

scher ins schlechte Melodrama zu erwähnen. Tavernier, die grosse Hoffnung des in Langweile und Phantasielosigkeit erstarrten französischen Films der siebziger Jahre, hat das starke Thema fast verschenkt. «Death Watch» trägt auffallend die Züge des unpersönlichen internationalen Films mit Starbesetzung (Romy Schneider, Harvey Keitel, Max von Sydow, Bernhard Wicki). Gerettet wird der Film durch die meistens zwingenden Bilder von Pierre-William Glenn – er hat Truffauts «La nuit américaine» photographiert – und die unheimliche Nähe der Geschichte zu unserem Alltag. Tavernier, der immer schon, aber meistens noch ohne kommerziellen Erfolg, versucht hat, was seine alten und neuen amerikanischen Vorbilder von Hawks bis Coppola auch versuchten, nämlich den grossen Kinofilm mit der persönlichen Handschrift zu machen, ist an einem Punkt angelangt, wo er sich selber eingestehen muss, dass sein Versuch gescheitert ist. Ob und wie er das macht, wird sich bald zeigen: Noch in diesem Jahr soll ein weiterer Film von ihm in die Kinos kommen.

Bernhard Giger

Allegro non troppo

Italien 1978. Regie: Bruno Bozzetto (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 80/99).

Der italienische Produzent und Autor Bruno Bozzetto, der sich vor allem mit kurzen Animationsfilmen einen Namen gemacht hat, versuchte es, nach «West & Soda» (1965) und «VIP – mio fratello superuomo» (1969), zum drittenmal mit einer programmfüllenden Produktion. In Zusammenarbeit unter anderem mit Maurizio Nichetti («Ratataplan»), der sich sowohl als Koautor wie als Schauspieler beteiligte, ist ein Film entstanden, der in Anlehnung an Disneys schönen Kitzschinken «Fantasia» (1940) sechs gezeichnete Illustrationen zu bekannten Werken der klassischen Musik enthält, eingefügt in eine real gefilmte Rahmenhandlung.

Im Stil eines geschwätzigen TV-Reporters führt ein Präsentator durch den Film. Dieser beginnt mit dem Heranschaffen des Orchesters. Bissig auf diktatorische Verhaltensweisen in der Filmbranche anspielend, wo der Umgang mit Geld wichtiger als der mit Menschen ist, werden statt teurer, würdiger Musiker billige, unwürdige Greisinnen hinter die Notenpulte getrieben. Der Zeichner (Maurizio Nichetti) muss zuerst von der Mauer losgekettet werden, bevor er mit seinen zeichnerischen Umsetzungen beginnen kann.

Nach Debussy und seiner Geschichte um einen alternden Faun, der trotz allen Verjüngungsversuchen nicht an die jungen Schönen in einer sexualisierten Landschaft herankommt, und nach Dvorak mit einer Sequenz über einen Nonkonformisten, dem alle Nonkonformitäten nachgeahmt werden, folgt als Höhepunkt des Films ein Visualisierungsversuch zu Maurice Ravels berühmtem «Bolero». Er beginnt mit einer von amerikanischen Astronauten weggeworfenen Cola-Flasche, aus deren restlichem Inhalt sich neues Leben bildet: kleine und immer grössere Ungeheuer, die sich, parallel zu der sich steigernden Musik, vermehren, sich evolutionär über verschiedene Stadien entwickeln bis in die apokalyptische Vision der (un)menschlichen Zivilisation.

Im nächsten Teil, zu Sibelius' «Valse Triste», träumt eine Katze in einer Hausruine schöneren Zeiten nach, wo sie in luxuriösen Räumen sich behaglich fühlen konnte. Eher peinlich – bis auf den Schlussgag – ist die Geschichte einer Biene – zu Vivaldis «Concerto in C-Dur» –, deren Mittagstisch durch ein Liebespaar gestört wird. Witziger dann wieder die abgeänderte Fassung der Sündenfall-Episode, ausgehend von Strawinskys «Feuervogel»: Der Schlange gelingt es nicht, Adam oder Eva den Apfel anzudrehen; sie verschlingt ihn im Ärger selber – und die Hölle ist erst recht los. Schade, dass die vereinzelt gelungenen Gags und Anspielungen auf bekannte Trickfilmmotive und Genres untergehen im insgesamt doch zu dürftigen Ganzen. Die gezeichneten Teile sind wohl für sich genommen so kurz, dass Bozzetto von



seinen früheren Arbeiten her prädestiniert gewesen wäre, sie knapp und spritzig hinzukriegen. Stattdessen wirken sie immer wieder zerdehnt, sich wiederholend. Auch bringen sie in Bezug auf die musikalische Grundlage – ausgenommen in der «Bolero»-Sequenz – wenig: Die Bilder haben meist kaum viel mit der Musik zu tun. Bleibt noch die Rahmenhandlung, die die Episoden trennt und verbindet. Wohl gibt es darin schöne Momente der Vermischung von Real- und Zeichentrickfilm: Da tauchen plötzlich gezeichnete Tiere im Orchestersaal auf und am Schluss bringt sich der Zeichner und seine Verbündete, das Putzmädchen, in gezeichneter Form vor dem tyrannischen Maestro des Orchesters in Sicherheit, oder gar der ganz letzte Gag, den ich aber lieber nicht vorwegnehmen möchte. Auffällig ist indessen bei der ganzen Rahmenhandlung, dass vor allem der Witz Nichettis, der an Keaton und Tati erinnert, tragfähig ist und weniger der kalauernde des Präsentators, bei dem man nicht um Assoziationen etwa an gewisse dümmlich-geschwätzig Mel-Brooks-Filme herumkommt.

Es zeigt sich im Rahmen wie in den Episoden dasselbe: Wegen zuvieler Ungereimtheiten, zu wenig einheitlichem Gestaltungswillen lässt sich der Film nur punktuell genießen: «Allegro non troppo» ist leider «non troppo allegro». Niklaus Loretz

Der Sternsteinhof

BRD 1975. Regie: Hans W. Geissendörfer (Vorspannangabe s. Kurzbesprechung 80/97)

Hans W. Geissendörfer kam übers Fernsehen zum Kino. Er ist einer, dessen Filme zwar bekannter sind als sein Name, jedoch auch nicht die Beachtung finden, die sie verdienen. «Der Sternsteinhof», der endlich – aber viel zu kurz! – in Zürich zu sehen war, entstand schon 1975, also noch vor der sechsteiligen Krimiserie «Lobster» (1976), der Ibsen-Verfilmung «Die Wildente» (1976), vor «Die gläserne Zelle» (1977)

KURZBESPRECHUNGEN

40. Jahrgang der «Filmberater – Kurzbesprechungen»

16. April 1980

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMBERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

Allegro non troppo

80/99

Regie: Bruno Bozzetto; Buch: B. Bozzetto, Guido Manuli, Maurizio Nichetti; Kamera: Mario Masini (Realbilder), Luciano Marzetti (Trick); Musik: Debussy, Dvorak, Ravel, Sibelius, Vivaldi, Strawinsky; Produktion: Italien 1978, Bruno Bozzetto Films, 80 Min.; Verleih: Columbus Film, Zürich.

In Anlehnung und Parodierung der kitschig-schönen Disney-Produktion «Fantasia» enthält dieser Animationsfilm Illustrationen zu sechs Werken der klassischen Musik, wobei Bild und Ton recht lose miteinander verbunden sind. Eingelegt sind die Episoden in einen real gefilmten Handlungsrahmen, in dem satirisch Filmproduktionsbedingungen aufs Korn genommen werden. Nur mässig unterhaltsam, weil viele gelungene Gags und Anspielungen in Plattheiten, Längen und Ungereimtem untergehen. – Ab etwa 14 möglich. → 8/80

J

Arabische Nächte

80/100

Regie und Buch: Klaus Lemke; Kamera: Rüdiger Meichsner; Musik: Jürgen Knieper; Darsteller: Cleo Kretschmer, Wolfgang Fierek, Christina Gianna, Michael Lampert, Horatius Häberle, Jonny Badr, Zachi Noy u. a.; Produktion: BRD 1979, Albatros, 91 Min.; Verleih: Rialto-Film, Zürich.

Die Feinheit von bajuwarischem Humor ist ja hinlänglich bekannt. Im neuesten Film von Klaus Lemke kann man sich aber doch mehr vergnügen als ärgern. Cleo, eine niederbayerische Nymphe, hat von ihrer Nebenstrasse-Tankstelle und ihrem ebenso niederbayerischen Freund und Kleinstadt-Playboy die Nase voll und entert London, um grössere Kaliber anzubohren. Wolfgang, der Freund, darf sich gut eine Stunde Zeit für das Film-Happy-End nehmen. Gebrauchskino der besseren Art. – Ab etwa 14 möglich.

J

Bête, mais discipliné (Die Schlafmütze)

80/101

Regie: Claude Zidi; Buch: C. Zidi und Michel Fabre; Kamera: Jean-Paul Schwartz; Musik: Olivier Dassault, Philippe d'Aram; Darsteller: Jacques Villeret, Michel Aumont, Catherine Lachens, Michel Robbe, Kelvine Dumour, Céleste Bollack u. a.; Produktion: Frankreich 1979, Christian Fechner, Films 7, 95 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Ein Soldat bekommt kurz vor Urlaubsbeginn den Auftrag, einen Wissenschaftler und eine Ladung eines geheimnisvollen Gases samt geheimdienstlichem Bewacher zu chauffieren. Er versucht nun alles mögliche, trotzdem ein Rendezvous mit seiner Freundin zu verwirklichen, was wohl zu einigen komischen Abenteuern führen sollte. Der Film lässt aber Tempo, Witz oder wenigstens humoristischen Charme schmerzlich vermissen. Er ist ein ziemlich missglückter Versuch, Jacques Villeret als neues französisches Komikertalent vorzustellen.

J

Die Schlafmütze

TV/RADIO-TIP

Die Zeitangaben bei den beiden deutschen Sendern ARD und ZDF sind in Schweizer Zeit angegeben. In der BRD (wie auch in den übrigen Nachbarstaaten der Schweiz) beginnen die Sendungen eine Stunde später als zur in ZOOM-FB angegebenen Anfangszeit.

Da der Redaktionsschluss dieser Nummer unmittelbar nach den Ostertagen angesetzt war und überdies von Nummer 8 zu Nummer 9 ein Dreiwochen-Unterbruch erfolgt, trafen für den TV/Radio-Tip leider nicht alle Programmanschauen rechtzeitig ein.

Sonntag, 20. April

21.00 Uhr, DRS II

Hoffnung und Furcht der Molekulargenetik

Mit der Veränderung der Erbsubstanz verbinden sich grosse Hoffnungen: Gewinnung von Medikamenten, Korrektur von Krankheitsursachen, Steigerung der Nahrungsmittelproduktion. Mit dieser Genmanipulation verbinden sich aber auch grosse Ängste. Es könnten unwiderrufliche Fehlentwicklungen in Gang gesetzt werden; gewissenlose Politiker könnten sie als Waffe verwenden; die nötigen Kontrollen könnten zu einem Polizeistaat führen. Wo steht die Diskussion heute? Namhafte Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen nehmen Stellung und setzen das in Gang, was zurzeit als das einzig angemessene Mittel erscheint: ein gemeinsames Nachdenken. In der «Doppelpunkt»-Ausgabe kommen zu Wort: Werner Arber, Gion Condrau, Robert Jungk, Eduard Kellenberger, Jürgen Moltmann, Jakob Nüesch und Ernst von Weizsäcker.

Montag, 21. April

20.20 Uhr, ZDF

Das Hochhaus

Fernsehfilm von Thomas Hartwig, nach Motiven des gleichnamigen Romans von Ingeborg Derwitz. – In einem modernen Hochhaus wohnen – das bedeutet Kontaktlosigkeit, Isolation und Vereinsamung. Zu Kommunikation kommt es bis auf den wortkargen Gruss im Fahrstuhl und im Treppenhaus einer solchen Wohnmaschine kaum. Bestenfalls beobachtet man einander neugierig, kennt sich aber nicht, will sich auch nicht kennen. Mehr als die Adresse haben die Bewohner des Hochhauses nicht gemeinsam. Hier können zwar

kaum tödliche Nachbarfeindschaften entstehen, aber auch Freundschaften werden zwangsläufig verhindert. Nur die Kinder haben die Kontaktfähigkeit noch nicht verloren. Selbst im Hochhaus kommunizieren sie – im Gegensatz zu den sich isolierenden Erwachsenen – noch miteinander, ein Hoffnungsschimmer in einer menschenfeindlichen Betonarchitektur.

22.00 Uhr, ARD

La Madriguera (Höhle der Erinnerungen)

Spielfilm von Carlos Saura (Spanien 1969), mit Geraldine Chaplin, Per Oscarsson. – Teresa und Pedro haben sich in fünf Ehejahren ziemlich auseinandergelebt. Eines Tages kommt eine Wagenladung ererbter alter Möbel in ihr hochmodernes Haus; sie wecken Erinnerungen, die die junge Frau zu den Träumen, Ängsten und Wünschen ihrer Kindheit zurückfinden lassen. Die alten Vorstellungsbilder gewinnen immer mehr Macht über sie und schliesslich auch über ihren Mann, bis das zwanghafte Spiel mit der Vergangenheit zu einer Katastrophe führt. Carlos Saura schildert in diesem Film die Frustrationen einer unbefriedigenden Ehe und Konflikte, die sich aus dem Zusammenstoss moderner Entwicklungen und weiterwirkender Traditionen in Spanien ergeben haben.

Dienstag 22. April

20.05 Uhr, DRS II

Musik und Kommerz: das Geschäft mit der klassischen Musik

Dass die Popmusik total vermarktet sei, ist eine ebenso einseitige Sicht wie andererseits die Meinung der mit Naserümpfen auf die Popmusik hinabschauenden Klassikfans, die sogenannte E- oder klassische Musik sei autonom, bewege sich in hehren Bah-

Breaking Away (Vier irre Typen)

80/102

Regie: Peter Yates; Buch: Steve Tesich; Kamera: James Glennon; Musik: Patrick Williams; Darsteller: Dennis Christopher, Dennis Quaid, Daniel Stern, Jackie Earl Haley, Barbara Barrie, Paul Dooley u. a.; Produktion: USA 1979, Peter Yates und Art Levinson, 100 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Vier 17jährige Freunde einfacher Herkunft haben es in der Universitätsstadt Bloomington (Indiana) schwierig, den Übergang vom Jugendlichen- ins Erwachsenenendasein zu schaffen. Sie sind arbeitslos, hungern und tändeln herum und treiben dazwischen etwas Sport. Der Sieg bei einem Velorennen über die Unimannschaft öffnet ihnen denn auch schliesslich den Weg in eine bessere Zukunft. Der sympathische Film befasst sich heiter-ironisch, aber ohne Gewalt- und Sexszenen mit Problemen junger Menschen. Problematisch erscheint die Sieger-Ideologie des Films, die glauben lässt, mit einem Sportsieg liessen sich alle familiären, privaten und sozialen Probleme lösen.

J

Vier irre Typen

Caro Papà

80/103

Regie: Dino Risi; Buch: Bernardino Zapponi, D. Risi, Marco Risi; Kamera: Tonino Delli Colli; Musik: Manuel De Sica; Darsteller: Vittorio Gassman, Aurore Clément, Andrée Lachapelle, Stefano Madia, Julien Guiomar u. a.; Produktion: Italien/Frankreich/Kanada 1979, Pio Angeletti und A. De Micheli, 110 Min.; Verleih: Sadfi, Genf.

Kein zeitgenössisches Problem, das die Italiener beschäftigt und das in dieser Komödie nicht aufs Korn genommen würde. Die Söhne der Grosskapitalisten werden zu Terroristen, während ihre Frauen sich die Langeweile in der Schweiz mit Selbstmordversuchen vertreiben. Der mit leichter Hand gefertigte und über weite Strecken recht witzige Film endet leider in einer recht seltsamen Sentimentalität.

E

The Dark Avenger (Der schwarze Rächer)

80/104

Regie: Henry Levin; Buch: D. B. Ullman; Kamera: Guy Green; Musik: Cedric Thorpe Davis; Darsteller: Errol Flynn, Joanne Dru, Peter Finch, Yvonne Furneaux, Patrick Holt, Michael Hordern, Moultrie Kelsall, Robert Urquhart, Vincent Winter, Noel Willman u. a.; Produktion: USA 1955, Walter Mirisch/Alhede Artists, 85 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.

Edward, Prinz von Wales, schlägt sich in der Maske des Schwarzen Ritters mit aufrührerischen französischen Adligen herum, deren Ländereien im französisch-englischen Krieg des 14. Jahrhunderts an die englische Krone gefallen sind. Etwas allzu-schwerfällig inszenierter Ritterfilm, in dem unklare Ziele mit offensichtlich wenig tauglichen Mitteln angestrebt und entsprechend gestaltet werden: Hier wird stur in schweren Rüstungen und mit unhandlichen Schwertern heroisch gekämpft.

J

Der schwarze Rächer

Dimenticare Venezia (Venedig vergessen)

80/105

Regie: Franco Brusati; Buch: F. Brusati und Jaja Fiastrri; Kamera: Romano Albani; Darsteller: Erland Josephson, Mariangela Melato, Eleonora Giorgi, David Pontremoli, Hella Petri u. a.; Produktion: Frankreich/Italien 1979, Action Films/Rizzoli Film, etwa 100 Min.; Verleih: Citel, Genf.

Eine Gruppe von Verwandten und Freunden dreier Generationen kommt auf einem Landgut zusammen. Aus der geplanten gemeinsamen Reise nach Venedig wird aber eine Reise in die Erinnerungen, aus der nach einem Todesfall jeder seine eigenen Konsequenzen zieht. Kindheit/Alter, Schuld/Eigenverantwortung, Liebe/Einsamkeit sind die Themen, die dieser stille und sehr schöne, wenn auch etwas schwierige und symbolhafte Film anspricht.

→ 9/80

E★

Venedig vergessen

nen weit über den Niederungen des Alltags, der Politik, des Geschäfts. Mag die Komposition von Kunstmusik auch frei von kommerziellen Aspekten sein – eine mächtige Schallplatten- und Unterhaltungselektronik-Industrie sorgt um so mehr für ihre Vermarktung, macht auch sie zu einer austauschbaren Ware. In der Sendung nennt Toni Haefeli Zahlen, nimmt die Praktiken der Musikindustrie im klassischen Bereich unter die Lupe; kratzt also am idealistisch-vornehmen Gehabe der Schallplattenfirmen und -freunde und gibt auch Auskunft über die merkwürdige Verquickung von Musikkonzernen und öffentlich subventionierten Musikinstitutionen.

21.00 Uhr ZDF

 **Red River**

Spielfilm von Howard Hawks (USA 1948), mit John Wayne, Montgomery Clift, Joanne Dru. – Während eines riesigen Viehtrecks von Texas nach Missouri wird einem unbeugsamen, selbstherrlichen Rancher die Führung von seinem einsichtigeren jungen Begleiter entrissen. Mitreisende Bilder, die die Weite des Raumes und den physischen Kampf der Männer zeigen, Kritik am Faustrecht und (in diesem Genre) seltene dokumentarische Qualitäten zeichnen diesen auch formal hervorragenden Western aus.

Mittwoch, 23. April

17.00 Uhr, TV DRS

 **«Eusi Ziitig»**

Um Kindern und Jugendlichen die Scheu vor der Herausgabe einer eigenen Zeitung zu nehmen, schildert diese Sendung aus der Reihe «Jetzt sind mir dra!» den Werdegang einer Schülerzeitung. Mädchen und Buben der siebenten Realklasse von Schänis und ihr Lehrer zeigen, wie ihre Schülerzeitung «s'Galliwiibli» entstanden ist.

Freitag, 25. April

21.45 Uhr, TV DRS

 **Addio, piccola mia**

Spielfilm von Lothar Warneke (DDR 1978), mit Hilmar Eichhorn, Ute Lubosch, Christine Schorn. – Von Georg Büchner und seinem «revolutionären Leben» berichtet dieser historisch-biographische Film, den der DDR-Regisseur nicht ohne politische

Absicht, aber auch mit historischer Akribie nach dem Drehbuch von Helga Schütz gedreht hat. Leider gelingt es dem Film viel zu selten, den Menschen Büchner in seiner anfänglich wilden Entschlossenheit bis hin zum späteren Schuldtrauma transparent zu machen. Die formal-technische Durchschnittlichkeit des Films steht den erzählerischen Ambitionen entgegen.

Samstag, 26. April

20.00 Uhr TV DRS

 **Steibruch**

Spielfilm von Sigfrid Steiner (Schweiz 1942), mit Heinrich Gretler, Gritli (Maria) Schell, Adolf Manz. – Ein Aussenseiter, der Steinbrecher Arnold Murer, steht im Mittelpunkt dieses Films, dem das gleichnamige, preisgekrönte Bühnenstück von Albert Jakob Welti zugrunde liegt. Murer hat in Amerika wegen achtfachen Mordversuchs im Zuchthaus gesessen, und als er in seine Heimat zurückkehrt, erweckt er im Dorf Misstrauen und Aufregung, sodass er sich, verfeimt und angefeindet, in eine halbverfallene Steinbruchhütte zurückzieht. Sigfrid Steiner, heute als Schauspieler besser denn als Regisseur bekannt, hat mit dieser meist in Naturdekors gedrehten Verfilmung ein schlichtes und doch einprägsames Werk geschaffen, wobei es ihm gelungen ist, die junge Maria Schell in ihrer ersten Filmrolle zu einer frischen, schönen Leistung anzuspornen und dem Charakterdarsteller Gretler fesselnde und ergreifende Züge abzugewinnen.

Sonntag, 27. April

14.05 Uhr, DRS I

 **Niklaus Manuel**

Zum 450. Todestag von Niklaus Manuel am 28. April sendet Radio DRS ein Hörspiel von Arnold H. Schwengeler in der Regie von Hans Gaugler – eine Produktion aus dem Jahre 1969. In seinem 1941 uraufgeführten Schauspiel zeichnet der Autor den Berner Maler, Dichter und Staatsmann in vier Bildern, nämlich: Manuel als junger Maler und Bräutigam; Manuel als Feldschreiber in Italien; Manuel als Landvogt von Erlach sowie Manuel, Mitglied des Kleinen Rates, als Politiker. Diese Gliederung behielt er auch in der Hörspielfassung bei. Das Spiel bewegt sich im Freiraum der dichterischen Phantasie, ohne jedoch die historischen und biographischen Fakten ausser acht zu lassen.

La femme flic

80/106

Regie: Yves Boisset; Buch: Claude Veillot und Y. Boisset; Kamera: Jacques Loiseleux; Musik: Philippe Sarde; Darsteller: Miou-Miou, Jean-Marc Thibault, Jean-Pierre Kalfon, Niels Arestrup, François Simon u. a.; Produktion: Frankreich 1979, Sara/Antenne 2, 103 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Ein «drame policier» der eher ungewöhnlichen Art: Eine junge und nicht ungeschickte Polizeikommissarin deckt einen argen Fall von Kinderprostitution auf, scheitert jedoch letztlich an der Grauzone zwischen Politik und Verbrechen. Routiniert, aber etwas zu oberflächlich verfilmter interessanter Stoff. Doch lassen Gestaltung, ungewöhnliche Besetzung und Aktualität des Stoffes erahnen, wie das Drehbuch auf engagiertere Weise hätte umgesetzt werden können, was immerhin den Film für Thrillerfreunde sehenswert erscheinen lässt. → 8/80

E★

Die Frau gegenüber

80/107

Regie und Buch: Hans Noever; Kamera: Walter Lassaly; Musik: Robert Eliscu; Darsteller: Franciszek Pieczka, Petra Maria Grün, Jody Buchmann, Agnes Dünneisen, Jiri Menzel, Brigitte Mira u. a.; Produktion: BRD 1978, DNS, 103 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Eingefügt in dumpfe Grau-in-Grau-Bilder einer toten Grossstadt ist diese Dreiecksgeschichte um einen eifersüchtigen Ehemann, dessen künstlich abgeschirmte Frau und einen Arbeitskollegen des Mannes. Das in erschreckender Kommunikationslosigkeit und totaler Vereinzelung entstandene Misstrauen des Mannes ist so grenzenlos, dass er schliesslich den befürchteten Ehebruch selber heraufbeschwört. Aber weder um Melodramatisches noch um Psychologie geht es in diesem schwarzen Film in erster Linie; eher darum, in welcher Umgebung solche Kafkaesken Paradoxien wachsen. → 8/80

E★

Gizmo (Gizmo – ein Dingsbums zu Fuss)

80/108

Regie und Buch: Howard Shmith; Texte: Kathleen Cox, Nicholas Hollander, Clark Whelton; Kamera: diverse; Musik: Dick Lavsky; Produktion: USA 1977, New Line Cinema, 75 Min.; Verleih: Idéal, Zürich.

Aus zahlreichen Aufnahmen älteren Datums zusammengestelltes «optisches Museum» ausgefallener technischer Skurrilitäten und Kuriositäten menschlichen Erfindungs- und Leistungsvermögens. In mancher Beziehung ungewöhnliches Dokument, das seinen (etwas zwiespältigen) Unterhaltungswert aus der Lächerlichkeit und dem banalen Scheitern mancher hochtrabenden Phantasie bezieht, dabei aber nicht nur Schadenfreude, sondern auch Respekt vor Phantasie und aussergewöhnlichen Leistungen provoziert.

J

Gizmo – ein Dingsbums zu Fuss

The Kids Are Alright – The Who (Den Kindern geht es gut)

80/109

Regie und Buch: Jeff Stein; Musik: The Who; Darsteller: The Who (Pete Townshend, John Entwistle, Roger Daltrey, Keith Moon); Produktion: Grossbritannien 1978, Tony Klinger und Bill Curbisley, 95 Min.; Verleih: Citel, Genf.

Anhand vieler – meist miserabel gefilmter – Konzertaufnahmen, TV-Interviews und einiger Nonsense-Szenen wird ein Abriss über die etwa 15jährige Geschichte der englischen Band «The Who» gegeben, die neben den «Rolling Stones» noch die einzige intakte Band der Popanfänge ist. Leider wurde alles Material wild durcheinandergemischt; wer sie nicht schon kennt, kann keine Entwicklung herauslesen. Zudem fehlen jegliche Bezüge zur Zeitgeschichte und zu Nebenerscheinungen wie der «Mod»-Bewegung. Wer den «Who»-Sound liebt, sieht sich den Film dennoch mit Genuss an.

J

Den Kindern geht es gut

19.30 Uhr, ARD

 **Der Chinese**

Spielfilm von Kurt Gloor (Schweiz/BRD 1978), mit Hans Heinz Moser, Klaus Steiger, Suzanne Thommen. – Ohne sich sklavisches an die Vorlage zu halten, ist Kurt Gloor eine überzeugende Verfilmung von Friedrich Glausers gleichnamigem Roman gelungen. Wie der Schriftsteller stellt auch der Regisseur nicht die kriminalistische Seite des Mordes an James Fanny, dem «Chinesen», in den Vordergrund, sondern das soziale und gesellschaftliche Milieu, das sich als Nährboden für das Verbrechen erweist. (Vgl. die ausführliche Besprechung von Urs Jaeggi in ZOOM-FB 4/79.)

Montag, 28. April

22.00 Uhr, ARD

 **Las palabras de Max**

Spielfilm von Emilio Martinez Lázaro (Spanien 1977), mit Ignacio Fernandez de Castro, Gracia Querejeta, Miriam Mæztu. – «Der Film thematisiert die nicht nur für unseren Kulturkreis geltende Not menschlicher Kommunikation, indem er am Beispiel eines 50jährigen resignierenden und im Egoismus gefangenen Menschen und dessen Verflochtenheit in verschiedenen Bindungen (Freundschaft, Ehe, Eltern-Kind-Beziehung) solche Bindungen ohne Einseitigkeiten reflektiert und dabei zur Überprüfung je eigener Standpunkte auffordert. Insofern erweist er sich als ein gültiges menschliches Dokument unserer Zeit, das inhaltlich wie formal überzeugt» (Begründung der OCIC-Jury für ihren Preis am Berliner Filmfestival 1978).

Dienstag, 29. April

21.20 Uhr, ZDF

 **Baader-Meinhof**

Im Mittelpunkt des Berichtes steht der «Bewaffnete Kampf» der RAF und ihr Versuch, Protest durch Terror zu ersetzen. Wie entstand die «Rote Armee Fraktion»? Was wollte sie erreichen? Warum scheiterte sie bisher und welche Gefahr bildet sie heute noch für die Bundesrepublik? Hans-Joachim Müller-Borchert beschäftigt sich seit mehr als zwanzig Jahren mit den Fragen der revolutionären Gewalt. Er ist Fachmann für Methoden und Strategie der Guerilla und erfahren in den Problemen des nationalen und internationalen Terrorismus. Er hat zahlreiche Schriften, Vorträge und Gut-

achten über terroristische Konzepte und Aktionen verfasst.

20.00 Uhr, TV DRS

 **Kollegen**

Dokumentarfilm von Urs Graf (Schweiz 1979). – Auf Anregung der Gewerkschaft Textil-Chemie-Papier hat ein Team des Filmkollektivs Zürich diesen Film über den jungen, optimistischen Arbeiter und Gewerkschafter Peter Hodel gedreht, der versucht, in die erstarrte, gelähmte Gewerkschaftspolitik frischen Wind zu bringen. «Kollegen» ist ein Dokumentarfilm über Hodels Suche nach einem persönlichen und politischen Standort, über verordnetes Schweigen und den Versuch zu sprechen, ein Schulungsfilm für Gewerkschaften sowie ein exemplarisches Lehrstück über das Verhalten der Mehrheit in der schweizerischen Demokratie. (Vgl. die ausführliche Besprechung von Jörg Huber in ZOOM-FB 10/79.)

22.25 Uhr, TV DRS

 **Entwurzelung und Hoffnung**

Dokumentarfilm von Alvaro Bizzarri (Schweiz 1977). – Nach Gedichten von Gastarbeitern schildert der Film aus der Sicht der Betroffenen in zehn bekenntnishaften, in sich abgeschlossenen Episoden Stationen des Lebensweges eines Gastarbeiters aus dem Mittelmeerraum: schlechte Lebensbedingungen in der Heimat, Auswanderung und Arbeitssuche, Leben und Arbeit für viele Jahre in einem reichen, aber wesensfremden Norden, die Trennung von der Familie, Einsamkeit, Konflikte, Sehnsucht nach den Zurückgebliebenen und schliesslich die durch Rezession und Arbeitslosigkeit im Gastland erzwungene Heimkehr. (Als 16mm-Film über SELECTA-Film, Freiburg, erhältlich.)

Freitag, 2. Mai

21.45 Uhr, TV DRS

 **Caliche sangriento (Der Salpeterkrieg)**

Spielfilm von Helvio Soto (Chile 1969), mit Hector Duvauchelle, Jaime Vadelle, Jorge Yanez. – Im Krieg Chiles gegen Bolivien und Peru 1879/80 um das an Salpetervorkommen reiche Wüstengebiet von Atacama wird eine Gruppe von 17 chilenischen Soldaten, die unter dem Kommando eines auf Befehlsausführung bestehenden

Regie: Steven Spielberg; Buch: Robert Zemeckis, Bob Glae, John Milius; Kamera: William A. Fraker; Musik: John Williams; Darsteller: Dan Aykroyd, Ned Beatty, John Belushi, Christopher Lee, Lorraine Gary, Toshiro Mifune, Warren Oates, Robert Stack u. a.; Produktion: USA 1979, Buzz Feitshans für Universal/Columbia, 111 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Ausgangspunkt zu einer turbulenten und zerstörerischen Komödie ist das Auftauchen eines japanischen U-Bootes vor der kalifornischen Küste kurz nach dem Überfall auf Pearl Harbor. Tollkühne Patrioten und paranoide Vaterlandsverteidiger richten angesichts der vermeintlichen Invasion grösseren Schaden an als der «Feind». Monumentaler Aufwand und geistiger Ertrag wollen in diesem monströsen, stellenweise grossartig inszenierten Film nicht so recht zur Übereinstimmung kommen. Dennoch sickert Spielbergs Kritik an einem hysterischen Patriotismus der Amerikaner kräftig durch. – Ab etwa 14 möglich. → 8/80

J★

Nunzehnhundertvierzig

Rock'n' Roll High School

80/111

Regie: Alan Arkush; Buch: Richard Whitley, Russ Dvorch, Joseph McBride; Kamera: Dean Cundey; Musik: The Ramones; Darsteller: P. J. Soles, Mary Woronov, Vincent Van Patten, Clint Howard, Dey Young, Pan Bartel, The Ramones u. a.; Produktion: USA 1979, Michael Finnell, 93 Min.; Verleih: Spiegel-Film, Zürich.

Eine tyrannische Schulleiterin, dümmliche Lehrer, Schüler, die bloss Rock'n' Roll und Sex im Kopf haben, sowie eine drittklassige Rockgruppe sind die faden Zutaten des billig hergestellten Musik-Klamaukstreifens, der mit der völlig unmotivierten Sprengung der Schule durch die Jugendlichen endet. Das Kommerzprodukt bietet keinerlei Auseinandersetzung mit tatsächlichen Zwängen, denen Jugendliche in der Schule ausgesetzt sind, sondern setzt die eindimensional gezeichneten Charaktere einzig als Gagträger ein. – Allenfalls ab etwa 14 Jahren möglich.

J

Sinbad the Sailor (Sindbad, der Seefahrer)

80/112

Regie: Richard Wallace; Buch: John Twist, George W. Yates; Kamera: George Barnes; Musik: Roy Webb, Constantin Bakaleinikoff; Darsteller: Douglas Fairbanks Jr., Maureen O'Hara, Walter Slezak, Anthony Quinn, George Tobias u. a.; Produktion: USA 1947, Stephen Ames/RKO, 117 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.

Sinbad, auf der rastlosen Suche nach den Reichtümern Alexanders des Grossen, mogelt sich charmant durch die unglaublichsten Abenteuer, in denen selbst die Schurken noch zart rosa gemalt sind, um schliesslich den wirklichen Schatz im eigenen Herzen zu bergen. Ein Märchen aus 1001 Nacht, erfunden und gestaltet in schaurig-schönem Technicolor-Zuckerguss der Hollywood-Traumfabrik, wobei das völlig realitätsferne Spiel der Darsteller in ebenso unwirklichen Dekors geradezu exemplarische Bedeutung erreicht: fast schon ein Kult-Film.

J

Sindbad, der Seefahrer

When Time Ran Out... (Bis zur letzten Sekunde)

80/113

Regie: James Goldstone; Buch: Carl Foreman und Stirling Silliphant, nach dem Roman «The Day the World Ended» von Gordon Thomas und Max Morgan Witts; Kamera: Fred J. Koenekamp; Musik: Lalo Schiffrin; Darsteller: Paul Newman, Jacqueline Bisset, William Holden, James Franciscus, Edward Albert, Ernest Borgnine, Burgess Meredith u. a.; Produktion: USA 1980, Irwin Allen, etwa 110 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

Irwin Allen, diesmal als Produzent, fallen seine Katastrophen ein wie anderen Leuten die Telefonnummern ihrer Freunde. Diesmal ist's ein Vulkan auf einer Südseeinsel, der einer wohlhabenden Gesellschaft glühende Lavabrocken um die durchwegs schönen Köpfe spickt. Diese in integre und moralisch verkommene Menschen geteilte Schicht hat ja mittlerweile mit Allens apokalyptischen Bescherungen reiche Erfahrungen gemacht; wie das Drama ausgeht, ist längst bekannt und also belanglos; was zählt, sind die Filmtricks, die anerkennenswerterweise bestens funktionieren. – Ab etwa 14 möglich.

J

Bis zur letzten Sekunde

Hauptmanns durch die Wüste marschiert, durch die ungeheuren Strapazen und Gefechte mit Freischärlern bis auf den letzten Mann aufgerieben. Im Stil eines Westerns inszenierter Erstlingsfilm, der die Grausamkeit und Unsinnigkeit des Krieges anprangert; zugleich ein Aufruf zur Solidarität der Völker Südamerikas bei der Änderung der sozialen und politischen Gegebenheiten.

Samstag, 3. Mai

14.10 Uhr, ZDF

 **Philipp der Kleine**

Spielfilm von Hermann Zschoche (DDR 1976), mit Andij Greissel, Jan Spitzer, Szymon Szurmiej. – Die Geschichte eines Jungen, der gross sein möchte, weil ihn seine Kameraden wegen seiner kleinen Statur nicht beachten und hänseln. Mit Hilfe einer geheimnisvollen Flöte kann er seine Umgebung beliebig gross und klein machen, aber bei ihm erwirkt sie ein Wunder anderer Art: Sein fleissiges Flötenspiel hat ihn zum bewunderten «Grössten» gemacht. Ein vorzüglicher Kinderfilm, der kindgemässe Ansprüche phantasievoll und mit Freude am Spass erfüllt. (Im Verleih SELECTA-Film, Freiburg, erhältlich.)

22.45 Uhr, TV DRS

 **Journey Into Fear** (Von Agenten gejagt)

Spielfilm von Norman Foster und Orson Welles (USA 1942), mit Joseph Cotten, Orson Welles, Dolores del Rio. – Ein amerikanischer Spezialist für Schiffsgeschütze wird während des Zweiten Weltkriegs in Istanbul von Nazi-Agenten verfolgt, flüchtet per Schiff, kann jedoch die Verbrecher nicht abschütteln. Ein Musterbeispiel des frühen Agentenfilms nach einem Roman von Aric Ambler.

Sonntag, 4. Mai

08.30 Uhr, DRS II

 **Theologie in Amerika – als Frau erfahren**

Innerhalb der «Besinnung am Sonntag» stellt sich Dr. Marga Bührig, die Leiterin des Evangelischen Tagungs- und Studienzentrums Boldern, in einem Gespräch den Fragen von Paul Brigger. Marga Bührig ist kürzlich von einem längeren Studienurlaub an der Universität von Berkeley zurückgekehrt. Sie gibt in der Sendung Einblick in ihre Erfahrungen mit der Frauenbewegung in den USA, aber auch mit jener Theologie, die diese Bewegung seit Jahren trägt.

21.30 Uhr ZDF

 **Du sollst nicht töten**

Katholische Kirche und Kriegsdienstverweigerer – Ein Film von Paul Halbe. – Nicht alle jungen Männer folgen der allgemeinen Erwartung, Wehrdienst zu leisten. Über Anträge, als Kriegsdienstverweigerer anerkannt zu werden, entscheiden in der BRD Prüfungsausschüsse. Die Praxis des Prüfungsverfahrens ist von der katholischen Kirche in Deutschland scharf kritisiert worden. Einrichtungen der Kirche, wie zum Beispiel der Caritasverband, vergeben Zivildienstplätze. Darüber hinaus macht die Kirche den Zivildienstleistenden Angebote zum Erfahrungs- und Meinungsaustausch. Viele von ihnen wollen den Zivildienst als Friedensdienst verstanden wissen. Der Filmbericht zeigt Beispiele aus der Arbeit der Zivildienstleistenden und der katholischen Kirche mit diesem Personenkreis.

Montag, 5. Mai

22.00 Uhr, ARD

 **El jardin de las delicias**

Spielfilm von Carlos Saura (Spanien 1970), mit José Luis Lopez Vazquez, Luchy Soto, Francisco Pierra. – Ein reicher Fabrikbesitzer hat vor Jahren sein Gedächtnis verloren. Seine Familie bemüht sich aus Geldgier, sein Erinnerungsvermögen mittels nachgespielter Szenen aus seiner Vergangenheit zu wecken. Der Film übt bittere Kritik an der spanischen Gesellschaft; Carlos Saura deckt in diesem dramaturgisch geschickten und farblich phantastischen Film die moralische wie politische Verdorbenheit auf, indem er die Tünche auf den Gesichtern und im Verhalten der Menschen erkennbar macht.

20.00 Uhr, TV DRS

 **L'affaire suisse**

Spielfilm von Peter Ammann (Schweiz/Italien 1978), mit Jean Sorel, Brigitte Fossey, Franco Fabrizi. – Ein Genfer Polizeiinspektor gerät bei seinen Untersuchungen um den Tod eines Journalisten in eine Fluchtgeld-Affäre grossen Stils, muss aber schliesslich aufgeben, weil die Allianz scheinbar ehrenwerter Geschäftspartner stärker ist als Gesetz und Recht. Der engagierte, trotz etwas monotoner Dialogstellen weithin spannende Polit-Thriller wirft ein grelles Licht auf negative Seiten des Finanzplatzes Schweiz.

nach Patricia Highsmith und vor der Bernhard-von-Brentano-Adaption «Theodor Chindler» (1978), einem Achtteiler fürs Fernsehen.

Auch «Der Sternsteinhof» ist eine Literatur-Verfilmung. Vorlage war der 1884 erschienene, gleichnamige Roman des Heimatschriftstellers Ludwig Anzengruber (1839–1889). «Da gibt's ein armes Dorf unten und den grossen Sternsteinhof oben (...). Unter denen, die hinaufschauen, ist Helen, eine blitzsaubere Dirn. Weil sie aber unten ist, streckt sie sich nach der Decke. Lässt sich vom schwindsüchtigen Muckerl Schuh und Strümpf schenken, damits mit ihm tanzen gehen kann, und 'geht' fortan mit ihm, halb versprochen, bis ein glücklicher Zufall will, dass sie einen Besuch auf dem Sternsteinhof machen darf: Die Augen fallen ihr fast heraus. So schön ist Reichtum. Sie ist ganz deppert davon und süchtig. Sagt, damits wieder hinauf darf, glotzen, sie hät ein Ohrringel verloren beim ersten Besuch. Beim zweiten siehts der Toni, der Sternsteinhofer Bub und Erb. Ihm gefallts, weil er ein normaler, junger Kerl ist. Ihr ist es recht. Er kriegts auch, aber erst, als ers schriftlich gibt, dass er sie heiratet. Der Schwindsüchtige ist passé, und die Helen wird, weils der Lauf der Welt ist, schwanger» (Franz Xaver Kroetz im Spiegel 14/76). Der alte Bauer aber willigt trotz des Schriftstücks nicht in die Hochzeit ein, er schickt Toni (Peter Kern) für drei Jahre ins Militär. Inzwischen heiratet Helen – im Film Leni (Katja Rupé) – halt doch den Muckerl (Tilo Prückner), den Holzschnitzer, der – im Film – seit einem Streit mit Toni ihretwegen invalid ist. Sie bringt einen Knaben auf die Welt. Als Toni zurückkommt, geht sein und Lenis Verhältnis weiter, auch noch, als Toni des reichen Nachbarbauern Tochter Sali heiratet. Leni pflegt den armen Muckerl zu Tode. Bei seinem Begräbnis läutet auch die Totenglocke des Sternsteinhofes: Sali ist verschieden, an den Folgen einer Geburt. Straks zieht Leni, vom frischen Grab weg, hügelan. Eine eingeblandete Schrift erzählt, dass Toni später im I. Weltkrieg umkomme und Leni Sternsteinhof-Bäuerin bleibe, beliebt und respektiert in der Umgebung.

Die Änderungen, die Geissendörfers und Hermann Weigels Drehbuch vor allem im zweiten Teil gegenüber Anzengrubers Geschichte (die ich nicht aus erster Hand kenne) aufweist, sind nicht unwesentlich. Aus der Schilderung eines unspektakulären Ganges der Dinge wurde eine Folge von manchmal fast sich überschlagenden dramatischen Momenten – Blitz und Donner, unheilvolle Stürme der Leidenschaft, oft gewittert's auch draussen. Der Gang der Dinge ist Ausdruck der Verhältnisse; Dramen aber werden gemacht, von Leuten, die im Widerspruch stehen zueinander oder zu den Verhältnissen.

So beruht denn die Handlung im Film weniger in den gesellschaftlichen Umständen, als in psychologischen Momenten. Motor ist Lenis Ehrgeiz, ihr Besitz- und Machtstreben, zwar Säulen bürgerlicher Wert- und Zielvorstellungen, hier aber in ihrer Übersteigertheit individuelle «Fall»geschichte, fast krankhaft und entsprechend zu begründen: Am Anfang des Films erlebt Leni als Mädchen, wie man ihren Vater nach der Waldarbeit für den Sternsteinhofbauern tot heimträgt, und da schwört sie sich, dereinst im Hof auf dem Hügel einzuziehen. Im Film werden also die gesellschaftlichen Verhältnisse mehr nebenbei mitgeliefert und nicht durchleuchtet als Produzent von (alltäglichen) Monstrositäten. Die sind Lenis Charakter vorbehalten, der dadurch zu stark, fast bis zur Dämonie strapaziert wird. «Anzengruber zeigt grossartig, wie das Normale doch eigentlich unnormal ist, der Film meint, das Unnormale sei normal» (Kroetz, a. a. O.).

Soweit die Einschränkungen. Nur: Schon dieses Nebenbei der sozialen und Besitzverhältnisse ist stark und jedenfalls ganz ungewohnt für einen Heimatfilm. Klassen- und autoritäre Strukturen werden hier immerhin nicht als «natürlich» hingestellt und übernommen, sondern dargestellt und denunziert als auf Besitzverhältnissen beruhend (Grossbauer/Pachtbauer/besitzlose Landarbeiter) und als Ursprung dumpfer, stets spürbarer Gewalttätigkeit. Dieses Bayern ist gar nicht so recht gemütlich. Ebenso wenig klischiert sind die auftretenden Figuren, die durchwegs gute Darsteller gefunden haben.



Der Film ist eine echte Lust anzuschauen. Ich finde sie wichtig, diese Sorgfalt und Schönheit der Bilder, die Spannung, die Detailtreue in einer breiten Erzählweise, kurz dieses ernsthafte Sich-Kümmern um die eigene Umgebung und Geschichte mit allem, was das Kino hergibt. Mir tut es gut, Action-Szenen am Filmbeginn für einmal als Baumstamm-Transport im Bayrischen Wald zu sehen – leider fehlt Ähnliches in der Schweiz eigentlich ganz. Heimatfilme könnten zu den besten Filmen überhaupt zählen...

Markus Sieber

ARBEITSBLATT SPIELFILM

Muna Moto (Das Kind des andern)

Spielfilm, 16 mm, schwarz-weiss, Lichtton, 92 Min., französisch und douala; Regie: Jean-Pierre Dikongue-Pipa; Kamera: J. P. Dezalay und J. L. Leon; Musik: Georges Mouangué Anderson; Darsteller: Arlette Din Bell, Daniel Endene, Philippe Abia u. a.; Produktion: Kamerun 1974; Cameroun-Spectacles, Verleih: SELECTA-Film, Freiburg, Fr. 125.–.

Auszeichnungen: Georges Sadoul-Preis 1975; FIFE-Preis 1975; OCIC-Preis, Quagadougou 1976

Kurzcharakteristik:

«Muna Moto» ist ein Werk, das den soziokulturellen Konflikt zwischen afrikanischer und europäischer Zivilisation reflektiert und die Suche afrikanischer Menschen